

Spelterini der Zweite

Heute wird es wieder diese Suppe geben. Randenschaum mit Koriander. Ein luftiges Nichts mit exotischem Beigeschmack. Viel lieber wäre ihm eine gehaltvolle Gemüsesuppe. Und Siedfleisch dazu. Das könne er doch gar nicht mehr kauen, hat der Küchenchef seinen Wunsch abgeschmettert. Kicher, kicher. Immer kichert dieser Koch. Wie ein Backfisch. Mit dem stimmt wohl etwas nicht.

„Grossvater?“

„Hm?“

„Was ist? Gehts dir gut?“

„Klar gehts mir gut. Mir gehts prächtig, wenn du da bist. Was soll schon sein?“

Jetzt stoppt Lili den Rollstuhl mitten auf der Strasse, beugt sich zu ihm vor und küsst ihn auf die faltige Wange. „Ich dachte, du hättest etwas gesagt.“

Er hat nichts gesagt. Oder doch? Hat er laut gedacht? Oder gekichert wie der Küchenchef? Geflucht über ihn? Er weiss es nicht. Hinter ihm spricht Lili leise auf ihren Freund ein. Guter Junge. Hört zu, beobachtet. Dem entgeht nichts. Ob die beiden über ihn, den armen Alten tuscheln? Ob auch sie glauben, dass er nicht mehr alle Tassen im Schrank hat?

„Grossvater?“

„Was?“

„Willst Du noch hinüber auf den Kirchplatz?“

„Warum?“

„Von dort aus siehst du doch deinen Lieblingsberg so gut. Wir hätten Zeit, es dauert noch etwas bis zum Mittagessen.“

„Hm. Meinetwegen.“

Ruckartig stösst sie ihn an, zur Kirche geht es steil die Gasse hoch.

„Überlass ihn mir“, sagt der Junge und übernimmt den Rollstuhl. Übernimmt ihn, den hüftabwärts Gelähmten. Wie ein Möbelstück.

Er ist kräftig, der junge Mann, obwohl schlank, ja fast mager. Wie lange ist er schon Lilis Freund? Ein Jahr? Zwei Jahre? Wie alt ist Lili? Schon volljährig? Er wüsste es gern, aber er wird sie nicht fragen. So vergesslich ist er nun auch wieder nicht. Nein, das sollen sie nicht denken von ihm.

„Danke, Frank“, sagt er.

„Sonson.“

„Wie?“

„Er heisst Sonson, Grossvater.“

„Wer?“

„Na, mein Freund hier.“

„Und Frank?“

„Keine Ahnung, wer Frank ist.“

„Wie hiess der vor Sonson?“

Sonson lacht hell auf.

„Fred“, sagt Lili.

„Den meinte ich wohl.“

Sonson! Was für ein Name. Also wirklich. Frank gefällt ihm besser. Aber dieser Fred-Frank hat dauernd geredet, wie ein Wasserfall im Frühling,

wenn das Schmelzwasser kommt. Geredet und geredet. Lili ist richtiggehend verstummt neben ihm. Der Stille da ist ihm lieber. Kann ja nichts für seinen Namen.

Jetzt sind sie da. Der gepflasterte Kirchplatz ist leer bis auf eine grosse steinerne Schale, in der vorzeitig Osterglocken blühen, umkränzt von Vergissmeinnicht. Lili bringt den Rollstuhl in die richtige Position, arretiert die Räder. Dann richtet sie sich auf, legt ihm die Hände auf die Schultern. Er schaut hoch. Ausnahmsweise liegt das Nebelhorn nicht im Nebel. Der Gipfel ragt in den Postkartenhimmel wie eine vielzackige Krone, die Nordseite fällt als leuchtend weisse Robe ins Tal ab, faltenreich. Er weiss nicht mehr, wie oft er diesen majestätischen Berg erklimmen hat. Wie oft er über ihn hinweg geflogen ist, mit Spelterini.

„Von oben sieht das Nebelhorn aus wie ein Vulkan“, sagt er und dreht sich um zu den beiden, die jetzt eng umschlungen hinter ihm stehen und einander die Zungen in den Mund schieben. Ungerührt fährt er fort: „Der Gipfel ist ein Kranz, der eine Art Krater umschliesst.“ Er zeigt es mit seinen gichtig verformten Händen, eine fast andächtige Geste. „Das Nebelhorn war die Krönung.“

Zu dritt betrachten sie den alpinen Vulkan.

„Spelterini meinte, man könne problemlos landen in diesem Krater. Er wollte ausgewählte Gäste mitfliegen lassen und dort ein grosses Picknick veranstalten.“ Er schüttelt den Kopf, als ärgere er sich über eine grosse Dummheit. „Zum Glück kam er nicht mehr dazu, es zu versuchen.“

„Wer war Spelterini?“ fragt Sonson.

„Ein Flugpionier“, wirft Lili ein, „er überquerte die Alpen im Gasballon.“

„Eduard Spelterini war mein Freund“, präzisiert er und rutscht unruhig in seinem Rollstuhl herum. „Ohne mich hätte er es niemals gewagt.“

„Grossvater –“

„Ich weiss, was du sagen willst, Mädchen. Aber ich erinnere mich glasklar an alles, und ich sage dir: Spelterini war sehr ängstlich. Davon steht in den Geschichtsbüchern nichts. Trotzdem ist es die Wahrheit.“

Lili seufzt. „Die Wahrheit! Eduard Spelterini ist 1931 gestorben, am Tag deiner Geburt, Grossvater.“

Er schüttelt resigniert den Kopf. Sein immer noch dichtes, weisses Haar flattert im plötzlich aufkommenden Wind.

Der Junge tritt vor den Rollstuhl, geht in die Hocke, sodass er mit ihm auf Augenhöhe ist. „Erzählen Sie mehr!“

Er stutzt. Wirft einen Blick zur Kirchturmuhre. Kurz vor Zwölf. Er winkt ab: „Das ist eine lange Geschichte, mein Junge.“

„Die hat er mir schon erzählt, als ich noch im Kindergarten war“, raunt Lili ihrem Freund zu.

„Und du wolltest sie immer wieder hören“, fährt er dazwischen, „weissst du nicht mehr?“

„Doch, klar“, entgegnet Lili leicht verärgert, „aber jetzt bin ich kein kleines Mädchen mehr. Und Sonson glaubt auch nicht alles.“

Gut, sind sie gleich nach dem Mittagessen gegangen. Er will keinen Streit mit seiner Enkelin, die er liebt wie seine eigene Tochter, Emilia. Früher, als Lili noch klein war und Emilia jeden Tag zur Arbeit musste,

hat er das Kind gehütet wie seinen Augapfel. Er ist aus dem Dorf weggezogen in die Stadt zu seiner Tochter und ihrem vaterlosen Baby. Es hat ihm nichts ausgemacht. Nach dem Tod seiner Frau Liliana hatte er sich aus dem Dorfleben zurückgezogen, und nach seiner Pensionierung war er manchmal tagelang zuhause geblieben, um mit niemandem sprechen zu müssen. Erst als die kleine Lili mit ihm zu plappern begann, hat er den Mund wieder aufgemacht, hat wieder begonnen, Geschichten zu erzählen.

Mit Geschichten hatte er als Arbeit suchender Ausländer in Italien einst auch Liliana bezaubert. Später, zurück in der Heimat, hat er die Kameraden im Militär, die Kollegen auf dem Bau unterhalten – und am Stammtisch im „Sternen“ all jene, die dort immer hockten. Seine Geschichten waren beliebt. Jetzt, wo er wieder hier ist, im Dorf, im Seniorenheim „Enzian“, verlangen sie manchmal danach. Dann erzählt er und bemüht sich um Genauigkeit. Wie kleine Kinder, die ihre Lieblingsgeschichte in- und auswendig kennen, korrigieren ihn die Alten, wenn er abweicht oder an einzelnen Stellen den Wortlaut variiert. Ja, in diesem engen Tal sind seine weitschweifigen Geschichten Klassiker.

„Sie möchten Musik hören?“

Er blickt auf, direkt in Schwester Franziskas freundliche Augen. „Musik? Wieso? Hab ich was gesagt?“

Franziska lächelt. „Sie haben von Klassik gesprochen.“ Sie geht durchs Zimmer zur Kommode, Lilianas dunkel gebeizter italienischer Kommode, und macht sich am Radio zu schaffen. „Ich kann Ihnen den Klassiksender einstellen...“ Fragend blickt sie über die Schulter zurück.

„Warum nicht?“ erwidert er, obwohl er Klassik nicht mag. Ländler sind ihm lieber. Oder Chansons – sie erinnern ihn an die Zeit, als er mit Spelterini in Paris an der Académie d’Aérostation de France war, um das Brevet zum Luftschiffer zu machen. Es war der Beginn ihrer Freundschaft.

Eine schwärmerische Melodie, Klavier solo. Schwester Franziska misst seinen Blutdruck. Er hält still, um es ihr zu erleichtern. Er mag sie. Sie tut ihre Arbeit beschwingt, als gäbe es nichts, was sie lieber täte als – er verdrängt den Gedanken. Es ist ihm peinlich, dass er nicht einmal mehr seine Notdurft ohne Hilfe verrichten kann. Franziska. Sie ist die Einzige, der es nichts ausmacht, wenn er sie „Schwester“ nennt. Die übrigen Pflegerinnen spricht er mit „Frau“ plus Nachnamen an. Es sind Pflegefachfrauen. Aber die Vorstellung, eine Schwester zu haben, gefällt ihm. Seine leibliche Schwester, vier Jahre jünger als er, starb, als er selbst noch ein Junge war. Grippe. Manchmal zündet er in der Kapelle der Toten ein Licht für sie an. Längst ist das kleine Grab aufgehoben.

„Brauchen Sie noch etwas? Möchten Sie einen Tee?“

„Lieber Kaffee.“

„Schwarz mit gar nichts, wie immer?“

„Wie immer.“

„Espresso“, lächelt sie, legt kurz ihre warme Hand auf seine Schulter. „Ich lasse ihn gleich hochbringen, Signor Walder.“ Sie will ihm eine Freude machen, wenn sie ihn so nennt. Aber mit Liliana ist auch ein Teil von ihm gestorben, ist die angeheiratete Italianità von ihm abgefallen wie die goldenen Nadeln von der Lärche im Herbst. Er schaut aus dem

Fenster, vergewissert sich, dass es Frühling ist. Die Lärche draussen lässt ihr neues Kleid schon erahnen, ein Hauch von sehr hellem Grün schmückt das winterdürre Gerippe.

Aus dem Radio schallt die Zauberflöte. Sie bringen diese leichten Sachen: Mozart, Chopin. Gefällig. Er mag nicht hinhören. Konzentriert sich auf das Bild, das über Lilianas Kommode hängt, eine gerahmte Schwarzweissfotografie. Es zeigt die Al-Ashraf-Moschee in der Nähe von Kairo aus der Vogelperspektive. Ein Schloss auf dem Mond. Karge Landschaft, erodierter Boden, staubige Pisten, trockene Brunnenlöcher. Es war nur ein kurzer Flug. Aber Spelterini konnte dieses spektakuläre Bild machen, mit dem er später, zurück in Europa, viel Geld verdiente. Und hier, in der bescheidenen Alterswohnung seines Begleiters, hängt stockfleckig der erste Abzug. Er lächelt zufrieden. Dann denkt er an Kairo, wie es damals war, laut, prachtvoll, schmutzig. Und wie es heute für einen arabischen Frühling steht, dessen Blumen schon nach kurzer Zeit wieder geköpft worden sind.

Erneut sitzt er im Rollstuhl auf dem Kirchplatz, diesmal allein. Es ist kühl, Schwester Franziska hat eine Wolldecke über seine nutzlosen Beine gelegt und versprochen, ihn nach einer halben Stunde abzuholen. Vereinzelt zwitschern Vögel auf den umliegenden Dächern. Zugvögel, zurück aus Afrika? Wie selbstverständlich sie die Alpen überqueren, zweimal im Jahr! Und wieviel Mut er selber dem Hosenscheisser Spelterini machen musste, bis dieser bereit war, es zu versuchen. Damals galten die Alpen unter Luftschiffern als unüberwindlich, wegen der Fallwinde. Spelterini und er lösten das Problem, indem sie anfänglich senkrecht in grosse Höhe aufstiegen und erst dann Kurs gegen Süden nahmen. Südwesten, um genau zu sein. Beim ersten Mal überflogen sie vom Wallis her die Gipfel der Diablerets und landeten nach gut fünf Stunden auf einer Wiese voller Kuhdreck bei Besançon in Frankreich. Er schliesst die Augen, sieht die Szene vor sich: Spelterini, der die Hälfte der Flugzeit vor Angst geschlottert hat, posiert auf dem Rand des Korbes, mit der einen Hand am Hanfseil hängend, mit der anderen eine Flasche Champagner schwenkend. Rundum jubelndes Publikum, Fotografen und Journalisten, Blasmusik. Er selbst hält sich im Hintergrund. Spelterini scheint ihn vergessen zu haben.

Im Kirchturm schlägt die Glocke, dreimal, er hält sich die Ohren zu. Laut ist das! Dann wieder still. Sehr still. Das Dorf wirkt manchmal wie ausgestorben. Die Hälfte der Häuser sind Ferienhäuser, in der anderen Hälfte wohnen Menschen, die jeden Morgen wegfahren, um anderswo zu arbeiten. Er blickt hoch, das Nebelhorn ist verhüllt, entzieht sich seinem Blick. War Eduard Spelterini wirklich sein Freund? Oder hat der umschwärmte Mann ihn nur benutzt, wie er die Frauen benutzte? Wieder schliesst er die Augen, sieht sich mit Spelterini im Korb, windzerzaust. Beide sind gleichermassen fasziniert von dem symmetrischen Berg, der direkt unter ihnen liegt. Von diesem Moment an wird das Nebelhorn ihr Liebling sein. Sie sehen den Krater wie eine Vulkaninsel aus dem Nebelmeer ragen, weiss beschneit. Sie überfliegen ein ganzes Atoll von Gipfelinseln. Später hat er in Zeitschriften prächtige Fotos gesehen,

Inselgruppen, die wie smaragdene Herzen in der Südsee liegen, aus Flugzeugen aufgenommen. Heute ist das kein Kunststück mehr. Aber damals. Damals war Spelterini der Einzige, der zeigen konnte, wie die Welt von oben aussieht. Bilder ziehen vor seinem inneren Auge vorbei. Stadtansichten und Bergketten, Wüsten und Küsten. Irgendwo zwischen Neapel und Tunis schläft er ein.

Die Kälte lässt ihn nicht lange ruhen. Er schaut zur Kirchturmuhre hinüber, die nun ebenfalls grau verschleiert ist. Knapp kann er noch vom Zifferblatt ablesen, dass vier Uhr vorbei ist. Wo bleibt Schwester Franziska? Er ist schon ganz steif. Und jetzt spürt er auch noch, wie es zu nieseln beginnt. Wie der Nebel sich verflüssigt, sich in tausend winzigen Tröpfchen auf seine Wangen legt. So wird er sich den Tod holen. Oder zumindest eine Lungenentzündung, wie letztes Jahr um diese Zeit. Der Tod wäre ihm lieber. Wenn er an den Tod denkt, hat er keine Angst. Er stellt sich eine grosse Leichtigkeit vor, ein langsames Abheben, Aufsteigen, Aufwärtsschweben. Die Luft wird dünn und dünner, und er merkt gar nicht, wie er aufhört zu atmen.

Wie spät es ist, weiss er nicht. Vielleicht zwei oder drei Uhr. Jedenfalls Nachmittag. Das Licht in diesem Krankenzimmer ist immer gleich, gleich diffus. Als ob es kein Wetter gäbe. Vor den Fenstern hängen dünne weisse Vorhänge. Niemand macht sich die Mühe, sie zu öffnen. Würde Franziska hier arbeiten, hätte sie das längst getan. Damit er hinaussehen könnte – auch wenn er das gar nicht wollte. Er hat so viele Bilder in sich. Er schaut lieber nach innen. Auf dem Gang lärmen sie. Schieben etwas Schweres herum. Rasch kommt es näher, die Tür geht auf.

„Ach, du bist das!“ Er versucht ein Lächeln. „Was macht das Ding nur für einen Krach!“

Der Junge hält sein Rollbrett hoch wie eine Trophäe. „Krach? Das ist doch Musik!“ Auch er lächelt, mit einer Reihe perlweisser Zähne.

Wie schön diese jungen Leute sind.

„Gehts?“ fragt der Junge und streckt ihm zur Begrüssung die linke Hand hin.

Er schüttelt sie ebenfalls mit der Linken, die Rechte ruht eingegipst auf seinem Bauch. „Ja, danke. Es wird schon wieder. Wo ist Lili?“

„Sie konnte nicht mitkommen, hat morgen Prüfung.“

Prüfung? Er erinnert sich nicht mehr daran, was seine Enkelin genau macht. Offenbar geht sie noch zur Schule. Er schweigt, weiss nichts zu sagen. Dass dieser... dieser Frank ihn allein besuchen kommt, überrascht ihn.

„Sie ist an der Kunstschule, Sie wissen schon. Im zweiten Jahr. Wenn sie alle Prüfungen besteht, kann sie sich nächstes Jahr spezialisieren.“

„Worauf?“

„Fotografie und Digital Art, glaub ich. Liebe Grüsse übrigens.“

„Danke.“

Sie schweigen eine Weile. Dann kommt das Unvermeidliche: „Sie hätten nicht versuchen sollen, mit dem Rollstuhl die steile Gasse hinab zu fahren, allein, ohne Hilfe.“

Natürlich nicht. Trotzdem hat er es versucht, weil Schwester Franziska nicht kam, um ihn abzuholen.

„Ich habe starke Arme. Ich dachte, ich könnte es schaffen.“

„Niemand hätte das geschafft. Viel zu steil.“

Er ist in Fahrt gekommen, die Räder haben seine Hände mitgerissen, ihn mitgerissen, der Rollstuhl hat sich überschlagen und hat ihn noch am Kopf erwischt, unten, auf der Strasse. Hirnerschütterung, laut Ärztin mittelschwer. Armbruch. Ansonsten nur Prellungen. Blutergüsse. Im Krankenhaus hat er auch erfahren, warum Franziska nicht gekommen war. Sie war bei Ernst geblieben, Rieder Ernst, der im Sterben lag, und hatte die Praktikantin beauftragt, ihn, Walder, vom Kirchplatz abzuholen. Viel zu beschäftigt mit tausend anderen Dingen, die ihr aufgetragen waren, hatte das pickelgesichtige Mädchen ihn vergessen. Armes Ding! Gleich am ersten Tag ist sie ins Krankenhaus zu Besuch gekommen, mit einem Strauss Tulpen, völlig zerknirscht. Hätte er ihr sagen sollen, dass es ihm recht war, hier zu liegen? Dass es ihm auch recht gewesen wäre, wenn er sich das Genick gebrochen hätte? Dass er es vielleicht gar darauf angelegt hatte? Fast beneidete er Ernst. Rieder Ernst selig.

„Und Spelterini?“

„Was ist mit ihm?“

„Hat er Sie schon besucht?“

„Spelterini ist doch längst tot. Was hat Lili gesagt? Wann ist er gestorben?“

„1931. Allerdings waren Sie da nicht ganz einig mit ihr.“

„Ja, stimmt. Aber mein Gedächtnis lässt nach, weisst du. Ich erinnere mich weder an den Tag, an dem Spelterini gestorben ist, noch an die Umstände seines Todes. Das mag auch daran liegen, dass wir in den letzten Jahren seines Lebens kaum mehr Kontakt hatten. Er war einige Jahre in Russland gewesen, im Dienst der Armee. Luftfahrt. Nach seiner Rückkehr schien er ein anderer zu sein. Irgendwie grössenwahnsinnig. Seine Alpenflüge verkamen zu regelrechten Spektakeln – eine Zeit lang hing sogar eine spanische Trapezkünstlerin an unserem Ballon, riskierte Kopf und Kragen im knappen Kleidchen! Das war nicht mehr nach meinem Geschmack. Ich trennte mich von Spelterini und hörte mit der Fliegerei auf.“

„Und wie hat es angefangen? Erzählen Sie mir von Ihrem ersten Ballonflug!“

„Mein erster Flug?“ Er überlegt. Schliesst die Augen. Denkt angestrengt nach. Nichts. Manchmal sieht er die schwarzen Löcher in seinem Kopf förmlich vor sich, wie sie gross und grösser werden, wie sie mehr und mehr von ihm, seinem Leben verschlingen.

Schweigen.

Er spürt, wie er müde wird, hinüber gleitet. Er will sich wehren, doch der Schlaf ist in letzter Zeit oft stärker als sein Wille. Als er aufwacht, steht der Junge am Fenster. Er hat den Vorhang zur Seite geschoben, schaut hinaus auf den Schulhausplatz. Helle Stimmen, wild durcheinander. Die Kinder haben wohl Pause, spielen draussen an den Klettergerüsten.

„Frank! Jetzt weiss ich es wieder.“

„Was?“

„Wie das war mit meinem ersten Flug.“

„Yes!“, ruft Frank erfreut und rückt einen Stuhl ans Krankenbett. „Erzählen Sie.“

„Es war in Zürich, wann genau weiss ich nicht mehr. Spelterini hatte mich überredet, mitzukommen. Sein bisheriger Begleiter war von einem Tag auf den anderen spurlos verschwunden, und er wollte den ersten Schweizer Start der ‚Urania‘ nicht verschieben. Er hatte schon sehr viel Werbung gemacht. Geldgeber aufgetrieben. Darin war er gut. Die Zeitungen berichteten täglich von den Vorbereitungen, überall hingen Plakate.“

„Die ‚Urania‘ war ein Ballon?“

„Ja, ein Luxusmodell aus goldgelber, mit Leinöl getränkter Seide. Spelterini hatte es sich in Paris anfertigen lassen. Dort haben wir uns auch kennengelernt.“

„Wie sind Sie nach Frankreich gekommen?“

„Nun ja, bei uns gab es damals kaum Arbeit, und das bisschen Land, das meine Eltern bewirtschafteten, reichte nicht für alle. Bevor ich in Paris die Ausbildung zum Luftschiffer begann, hatte ich Häuser gebaut, im Midi. Harte Arbeit, gutes Geld. Später dann ging ich nach Italien, ebenfalls auf den Bau.“ Er hebt den linken Arm: „Daher meine starken Arme!“ Sein Blick fällt auf Franks Arm in der Schlinge. „Und was hast du angestellt?“

„Sturz beim Skateboarden“, Frank zeigt auf sein Brett, das mit den Rollen am Fenstersims hängt. „Nicht weiter schlimm.“

„Was gefällt dir am ... Skateboarden?“

„Die Geschwindigkeit. Auf dem Brett ist man permanent in Bewegung, nicht zu fassen. Niemand sagt einem, was man zu tun hat, man gehorcht nur seinen eigenen Gesetzen.“ Er lacht. „Man ist frank und frei. Und was hat Sie am Fliegen fasziniert, damals, als sie erstmals zu Spelterini in den Korb stiegen?“

„Ich wollte die Welt sehen.“

„Von oben.“

„Nicht unbedingt von oben, nein. Aber ich wusste, dass Spelterini weit herumkam. Er war sehr bekannt, damals. Wissenschaftler flogen mit ihm. Politiker. Graf von Zeppelin.“

„Verstehe.“

Jemand, den er noch nie gesehen hat, seit er im Seniorenheim „Enzian“ ist, bringt frischen Tee, fragt nach seinen Wünschen. Er schüttelt nur den Kopf, versucht, sich zu konzentrieren.

„Also“, fragt Frank, „wie war das mit dem ersten Flug?“

„Ach, Junge. An den Start erinnere ich mich beim besten Willen nicht mehr. Aber ich weiss, dass Spelterini mir kurz danach die Handhabung des Brenners, der Seile und Gewichte erklärte, ziemlich bleich, und sich dann auf den Boden des Korbes kauerte. Wimmernd. Du kannst dir vorstellen, wie schockiert ich war.“

„Klar. Was hatte der Typ?“

„Höhenangst.“

„Spelterini hatte Höhenangst? Das kann nicht sein.“

„Es war aber so. Später nahm er Beruhigungsmittel, das half. Aber auf meinem ersten Flug mit ihm war ich ganz auf mich gestellt. Spelterini war nicht mehr ansprechbar.“

Leise pfeift Frank durch die Zähne.

Dann schweigen sie wieder.

Draussen sammeln sich die Dohlen im filigranen Geäst der Lärche. Schwere schwarze Vögel. Kommen sie, um ihn zu warnen? Stumm hocken sie da, plustern das Gefieder auf, es glänzt wie Lack. Und er spürt, wie er klein und kleiner wird.

Liliana. Reflexartig greift er nach ihrer Hand, die nicht da ist. Rückt auf dem Rücksitz des Kleinwagens ab von Lili, die nicht Liliana ist – nur benannt nach ihr. Er schaut aus dem Fenster, die Schattseite jenseits des Flusses wirkt abweisend, vereinzelt leuchten Schneeflecken herüber. Er sieht ein Reh in hektischen Sprüngen zwischen den dunklen Tannen verschwinden. Mit Tannzapfen haben sie früher angefeuert, zuhause, im gekachelten Ofen. Tannzapfensammeln im Wald. Liliana fand dabei immer viele andere Dinge: das ausgebleichte Skelett eines Marmeltiers, schöne Steine, eine seltene Blume, die sie ausgrub und in den Garten setzte. Im darauf folgenden Frühling hatte die Blume sich vermehrt. Stolz war Liliana dann, kam ins Haus, nahm ihn an der Hand, damit er ihr in den Garten folge: „Guarda!“ Blumen. Sie waren Lilianas Leidenschaft. Wo ist sie jetzt, seine Frau? Daheim auf ihrer Insel? Er stellt sich vor, wie sie am Strand steht, weiss gekleidet, und nach ihm Ausschau hält. Als ob er übers Meer käme – er, der Bergler! Mit der Hand beschattet Liliana ihre Olivenaugen, stellt sich auf die Zehenspitzen wie eine Tänzerin, als könnte sie so mehr sehen. Weiter. Bis hin zu ihm in dieses Leben, das er satt hat.

Er wendet den Kopf, betrachtet Lili, die mit geschlossenen Augen zwischen überdimensionalen Kopfhörern steckt, völlig abwesend. Er späht an ihr vorbei aus dem anderen Fenster. Der Südhang liegt zartgrün in der Abendsonne. Noch ist es nicht soweit, doch auch dieses Jahr wird er kommen, der Bergfrühling mit alle seinen Farben. Wird die Wiesen in kunstvoll geknüpften, hochflorigen Teppichen verwandeln. Ob er es noch einmal erleben wird? Er ist müde. Ostern in der Stadt. Emilia meint es gut. Vorsichtig steuert sie den Wagen die kurvenreiche Strasse hinunter, am Stausee vorbei, weiter vorn kommt schon der Talausgang in Sicht. Er weiss, dass in ihrer Wohnung ein Osterkuchen für ihn steht, selbst gebacken. Dass das Gästezimmer liebevoll vorbereitet ist. Dass sie morgen zum Frühstück gefärbte Eier essen werden, innen weich, wie er es mag. Trotzdem wäre er lieber im Seniorenheim geblieben. Endstation Sehnsucht, da gehört er hin.

Beim Aufwachen denkt er an Franziska. Sie fehlt ihm hier, in der Wohnung seiner Tochter. Das Aufstehen ohne sie ist mühsam. Niemand hilft ihm beim Ankleiden so diskret wie Schwester Franziska mit ihren geschickten Händen, ihren runden Armen, dem runden, fast immer zufriedenen Gesicht. Alles an ihr ist rund, auch ihr Hintern, dem er gerne nachschaut, wenn sie sein Zimmer verlässt. Doch wie sie bemüht er sich um Diskretion, um Anstand. Für die geilen Blicke einiger seiner Mitbewohner schämt er sich manchmal fremd. Wie die sich ihre schrumpeligen Häuse verdrehen, wenn ein weibliches Wesen vorbeigeht – peinlich. Auch früher, auf den Baustellen, hat er den Frauen nicht nachgepiffen,

wie es üblich war. Man sah doch, wie schnell sie vorbeistöckelten, den Blick gesenkt. Es war ihnen unangenehm, den meisten jedenfalls.

In der Küche rumort es. Geschirrgeklapper, die Besteckschublade. Vertraute Geräusche. Emilia lebt noch immer in der Wohnung, in der er früher mit Lili gespielt, für sie gekocht, mit ihr Hausaufgaben gemacht hat. Jetzt hört er die beiden lachen. Seit er nicht mehr gut sieht, ist sein Gehör besser geworden. Er lauscht.

„...glaubt wirklich daran.“

„Woran?“

„Na, dass er mitgeflogen ist. Er erinnert sich an Details. Er hat uns ganz genau beschrieben, wie das Nebelhorn von oben aussieht. Aber Sonsons Namen konnte er sich keine zwei Minuten merken.“

Wer ist Sonson? Irgendwo hat er diesen eigenartigen Namen schon einmal gehört. Nur: Was hat Lili damit zu tun? Er schliesst die Augen. Denkt nach. Kommt nicht drauf.

„... diesem Alter! Ausserdem sind auch wir Jüngeren manchmal vergesslich.“ Emilia hat die Stimme erhoben. Sie klingt ärgerlich.

„Du weichst aus“, gibt Lili zurück. „Du willst einfach nicht wahrhaben, dass es Alzheimer ist.“

„Das ist nicht Alzheimer, das ist ganz normale Altersdemenz.“

„Und wo ist da der Unterschied?“

„Hör auf, Lili. Wir wollen nicht streiten. So wecken wir ihn noch.“

„Ich finde, man sollte dagegenhalten, ihm diesen Spelterini austreiben. Man muss ihn immer wieder mit der Wahrheit konfrontieren, damit er den Bezug zur Realität nicht verliert.“

„Es gibt keine allgemein gültige Wahrheit.“

„Mama!“

„Wir haben alle unsere eigene Wahrheit. Auch dein Grossvater hat ein Recht darauf.“

„Aber...“

Typisch Lili. Widerwillig muss er schmunzeln über seine streitbare Enkelin. So zart sie aussieht, so zäh ist sie. Hartnäckig. Und unbelehrbar! Die Sache mit Spelterini wird sie nie begreifen. Statt ihm zuzuhören, wirft sie mit Jahreszahlen um sich. Damit hat er schon lange aufgehört. Mit Zahlen hat er nie viel anfangen können.

„... ihn jetzt wecken!“

Er hört Emilias Schritte im Flur, energisch, in Schuhen, immer behält sie in der Wohnung die Schuhe an. Jetzt klopft sie an die Tür. Leise. Er wartet, rührt sich nicht. Sie klopft lauter. Er stemmt sich hoch, richtet sich auf im Bett. „Komm rein!“ Seine Stimme klingt nicht frischfröhlich wie beabsichtigt. Eher wie das Krächzen eines zerzausten Raben. Er streicht sein Haar glatt, räuspert sich, ruft noch einmal: „Herein!“

„Guten Morgen, Papa.“ Emilia strahlt, sie freut sich wirklich, dass er da ist. Dabei ist er doch eine Last. Unselbständig geworden. Abhängig. Er hasst es.

„Guten Morgen, Tochter.“

Dieser Sommer ist heiss. Heisser als sonst. Tagsüber bleibt er in seinem Zimmer, mit heruntergelassenen Rollläden. Trotzdem finden die Fliegen und Mücken den Weg zu ihm, schwirren und tanzen um seinen

Kopf, machen ihn sturm. Warum lassen sie ihn nicht in Ruhe? Stinkt er? Riecht er nach Blut? Unmöglich, dass sein Greisenblut immer noch süß genug ist! Nachts, wenn er nicht schlafen kann, hievt er sich selber in den Rollstuhl, manövriert sich aus dem Zimmer, den Gang hinunter, öffnet die Eingangstür per Knopfdruck, rollt hinaus ins Freie. Zum Glück ist der Gehweg eben, so gelangt er in wenigen Minuten an den Strand. Dort sitzt er dann, schweissüberströmt vor Anstrengung, und lässt seine Haut vom Nachtwind trocknen. Die Luft riecht salzig. Er horcht auf die Brandung, späht hinüber zur Insel. In mond hellen Nächten sieht er ihre Umrisse genau, auf der einen Seite steil gezackt, auf der anderen sanft abfallend, im hellen Strand auslaufend. Wenn der Himmel bedeckt ist, kann er das alles nur erahnen. Doch er weiss, dass Liliana drüben am Ufer steht und wartet. Wie er zu ihr gelangen soll, weiss er nicht. Er denkt an ein Boot, ein Floss. Er denkt an die „Urania“. Und manchmal schiessen ihm dann heisse Tränen in die Augen, ihm, Spelterinis unerschrockenem Begleiter. Wo bleibt der alte Freund nur? Er weint, bis er müde wird. Er schläft ein. Nie merkt er, wenn sie ihn holen kommen. Verwundert erwacht er am Morgen in seinem Bett, tastet mit der Linken nach Liliana. Sie ist nicht da. Aber er, er ist immer noch da.

„Grossvater?“

„Wer ist das?“

„Ich bins, Lili! Ich bin doch deine einzige Enkeltochter.“

Enkeltochter? Erstaunt betrachtet er das Gerät, aus dem seltsam verzerrt eine jugendliche Stimme klingt.

„Grossvater!“

Er hält sich das Ding wieder ans Ohr.

„Wir haben eine Überraschung für dich.“

„Hallo?“

„Du wirst es nicht glauben.“

„Was?“

„Wir werden einen Rundflug machen, mit dir, im Ballon!“

Was schreit sie so? Er hält den Hörer weit weg von sich, hört sie von fern.

„Was sagst du nun, Grossvater?“

Er spricht in Richtung des Geräts: „Im Ballon.“

„Ja, im Ballon.“

„Das ist gut. Aber beeilt euch.“

„Ich höre dich schlecht. Sprich lauter, Grossvater.“

Er spürt ein Kribbeln in den Beinen. „Ich sagte: Beeilt euch! Es ist höchste Zeit!“

„Wir kommen am Wochenende, Sonson und ich.“

„Wer ist Sonson?“

„Mein Freund. Der mit dem Rollbrett. Erinnerst du dich nicht?“

Ratlos schüttelt er den Kopf.

„Frank! Erinnerst du dich an Frank?“

„Frank.“ Er lacht. Jetzt weiss er, wen sie meint. „Frank und frei.“

„Was hast du gesagt?“

Er legt das Gerät auf den Tisch.

„Grossvater? Bist du noch da?“

Er will aufstehen, diesen unbequemen Stuhl verlassen, dieses fremde Zimmer verlassen. Er will rausgehen und seinen Besuch empfangen. Er zieht sich die Decke von den Beinen, doch die gehorchen ihm nicht. Was ist nur los mit diesen Beinen? Das Kribbeln wird stärker. Er rollt hinüber zum Bett, angelt sich die Klingel, die an einer langen weissen Schnur vom Himmel hängt. Er klingelt nach seiner kleinen Schwester. Sie kommt nicht.

„Hallo! Hallo! Grossvater!“, ruft das Gerät vom Tisch her.

Er versucht noch einmal aufzustehen, vergeblich. Er wird wütend, schlägt sich auf die Oberschenkel, mit aller Kraft. Er spürt nichts, nur diese unerträgliche Kribbeln. Er klingelt noch einmal. Er muss aufstehen, muss packen, alles bereit machen. Es gibt noch soviel zu tun. Aber es geht nicht. Wie ein Ballastsack bleibt er im Rollstuhl sitzen. Er beginnt zu schreien, und fast gleichzeitig erscheint seine Schwester in der Tür, ausser Atem, tritt zu ihm, ergreift seine Hände, schaut ihm ins Gesicht. Er wird still. Augenblicklich still.

„Signor Walder“, sagt sie ruhig, immer noch etwas schwer atmend, „es tut mir so leid. Ich konnte nicht schneller kommen.“ Sie streichelt seine Hände.

„Nenn mich nicht so, Schwesterlein.“

„Wie soll ich Sie denn nennen?“

„Weisst du nicht, wie ich heisse? Ich, dein grosser Bruder?“

Sie legt den Kopf schräg, lächelt ihn an.

„Meine Beine“, sagt er.

„Schmerzen?“

„Nein. Es kribbelt.“

Sie streicht mit beiden Händen über seine Oberschenkel, die Knie, die Schienbeine, über die Füsse, die Zehen, ins Leere. Dann schüttelt sie die Hände aus und beginnt von neuem. Massiert auch die Waden. Er schaut ihr zu, spürt nichts. Das Gerät auf dem Tisch gibt aufdringliche Piepstöne von sich.

Die Schwester sieht ihn an. „Besser?“

Er schüttelt den Kopf. „Es kribbelt immer noch.“

„Ich hole Ihnen etwas, das wird Sie beruhigen.“ Sie steht auf, nimmt das Gerät vom Tisch, bringt es zum Schweigen.

„Schwesterlein!“

Sie steht schon in der Tür, dreht sich zu ihm um. „Ja?“

„Hilfst du mir nachher beim Packen? Ich muss bereit sein, wenn er kommt.“

„Wer kommt denn?“

„Spelterini. Eduard Spelterini.“ Er schaut sie an, mit festem Blick. „Wir fliegen hinüber zur Insel.“